

BRIGITTE RIEBE | Die Pestmagd

Über den Roman:

Die schöne und rätselhafte Johanna Arnheim wird nach dem Tod ihres Mannes von ihrem Schwager umworben. Als sie ihn zurückweist, schlägt seine Liebe in Hass um. Durch seine Verleumdung wird sie des Gattenmordes angeklagt. Johannas Schicksal scheint schon besiegelt, bis der weit gereiste Mediziner und Pest-Spezialist Vincent de Vries ihren Freispruch erwirkt. Unter einer Bedingung: Sie soll in seinen Dienst treten und gegen das große Sterben im Kölner Pesthaus kämpfen. Doch schon bald reißen alte Wunden auf, denn Johanna und Vincent haben sich einst geliebt, bis sie durch ein fatales Missverständnis getrennt wurden. Wird es Ihnen gelingen, die Geschehnisse von damals zu überwinden? Während die Pest weiterhin unerbittlich in der Stadt wütet, wird immer mehr aus Johannas geheimnisvoller Vergangenheit bekannt, und für sie und Vincent beginnt ein Wettlauf mit der Zeit ...

Über die Autorin

BRIGITTE RIEBE ist promovierte Historikerin und arbeitete zunächst als Verlagslektorin. Zu ihren bekanntesten historischen Romanen zählen *Pforten der Nacht*, die beiden erfolgreichen Jakobsweg-Romane *Straße der Sterne* und *Die sieben Monde des Jakobus* sowie *Die Braut von Assisi* über das Leben des heiligen Franziskus. Und demnächst als Diana Hardcover erhältlich: *Die geheime Braut*. Die Autorin lebt mit ihrem Mann in München.

BRIGITTE RIEBE

Die Pestmagd

Historischer Roman

Diana Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC®-N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbucherstausgabe 11/2013

Copyright © 2012 sowie dieser Ausgabe 2013 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Herbert Neumaier

Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München unter Verwendung der
Originalcovergestaltung von Christina Krutz; © Victoria Hall (After Raphael
Part I, 2004)/VG Bild-Kunst, Bonn 2012, Private Collection/The Bridgeman
Art Library

Vorsatz | © akg-images

Satz | Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-453-35544-6

www.diana-verlag.de

Für Babsi

Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?

Niemand!

Wenn er aber kommt?

Dann laufen wir davon ...

Kinderspiel, weit verbreitet in Europa

PROLOG

FREIBURG, APRIL 1525

Sah sie nicht aus, als wäre sie dem Teufel soeben von der Forke gesprungen? In der Linken das kopflose Huhn, die Brüste vom schlampig geschnürten Mieder halb entblößt und von rostigen Sprenkeln übersät, zu Füßen eine schimmernde Blutlache?

Die Rote, wie sie allgemein im Badehaus genannt wurde, lachte, als sie den entsetzten Blick auf sich spürte.

»Was glotzt du so?«, rief sie. »Blut bedeutet Leben. Wir werden endlich wieder frisches Fleisch zu essen haben – und für eine kräftige Suppe reicht es auch!«

Die andere nickte, musste plötzlich zu Boden starren.

Alles in dem niedrigen Raum erschien ihr auf einmal ungeschlachtet und roh. Und diesem Weib wollte sie das Wertvollste anvertrauen, das sie besaß?

»Mit deinem Leben bürgst du mir für ihn«, stieß sie hervor, weil diese schreckliche Unruhe in ihr immer stärker wurde. »Sollte ihm auch nur das Geringste zustoßen, so werde ich dich ...«

Das kopflose Huhn flog zu Boden.

»Ich liebe ihn, als hätte ich ihn aus mir herausgepresst, das weißt du ganz genau.« Die Stimme der Roten war ungewohnt weich. »Bei mir ist er in den allerbesten Händen. Du kannst dich ungeniert amüsieren gehen.« Der Ton hatte erneut an Schärfe gewonnen. Und noch etwas hörte sie daraus – unverbrämte Genugtuung, dass es nun endlich auch sie erwischt hatte. »Ist er denn auch spendabel, dein reicher Freier? Ich kenne diese Herrlein zur Genüge, das kannst du mir glauben! Frag mich ruhig alles, was du wissen willst! Eine ehrlichere Auskunft wirst du nirgendwo sonst bekommen.«

Was hätte sie darauf nicht alles antworten können!

Dass der Liebste, der sie erwartete, eiskalte Hände hatte? Dass ihr Höllenqualen bevorstanden anstatt leidenschaftlicher Umarmungen? Dass sie keineswegs vorhatte, ihre Grundsätze zu verraten, sondern sie im schlimmsten Fall mit in den Tod nehmen würde?

Stattdessen blieb sie stumm und tastete nach den restlichen Münzen in ihrer Rocktasche. Sollte sie der Roten noch mehr Geld anbieten? Sie verwarf den Einfall im nächsten Augenblick. Das Geld würde sie bitter nötig haben, wollte sie nicht in der Gosse landen. Zudem konnte sie es sich nicht leisten, dass die Rote misstrauisch wurde. Sie vertraute ihr nicht, hatte ihr niemals vertraut – und doch blieb ihr keine andere Wahl.

Das Stechen in ihren Gliedern wuchs sich immer mehr zu einem scharfen Brennen aus. Sie musste zusehen, dass sie das Haus am Rand der Stadt erreichte, wo ihresgleichen die letzte Zuflucht finden konnten.

»Ich schaue noch einmal nach ihm«, sagte sie leise.

»Dann pass bloß auf, dass er nicht wach wird, sonst geht das Geflenne wieder los. Und ich hab jetzt keine Zeit, ihn stundenlang zu trösten.« Die Rote bückte sich nach dem Huhn, zog einen Stuhl heran und begann es zu rupfen.

Leise öffnete sie die Tür.

Im Schlaf ähnelte er seinem Vater noch mehr als sonst. Als ob eine unsichtbare Hand die Weichheit der Kinderzüge verwischt hätte, um schon jetzt heraufzubeschwören, wie er später einmal aussehen würde. Die hohe Stirn, in die verschwitzte dunkle Locken fielen. Die Nase, gerade und kühn, die vollen Lippen, die ebenso schmelzend lächeln konnten, wie sich im nächsten Augenblick mürrisch verziehen, sollte etwas nicht nach seinem Willen gehen. Er war ein kleiner Kämpfer, einer, der sich nichts gefallen ließ, obwohl er ihr gerade erst bis zur Hüfte reichte. Vielleicht war er schon so geboren, vielleicht aber hatte ihn erst das harte Leben, das sie ihm zumuten musste, dazu gemacht.

Jakob war alles, was sie hatte. Ihr Schatz. Ihr Leben.

Die Vorstellung, ihn ausgerechnet hier zurücklassen zu müssen, ließ ihr Herz schwer vor Kummer werden.

Die Kammer war eng und ungelüftet, das Stroh zu selten gewechselt worden. Ohnehin hatte sie zu lang gezögert, in der aberwitzigen Hoffnung, das Unausweichliche doch noch abwenden zu können. Vielleicht würden sie beide ja verschont werden. Vielleicht flog der Todesengel an ihnen vorbei, ohne sie mit seinen schwarzen Schwingen zu berühren. Vielleicht war das Schicksal ihnen gnädig und ausgerechnet sie würden ungeschoren davonkommen ...

Doch seit ein paar quälenden Stunden wusste sie, dass alle Gebete vergebens gewesen waren. Sie machte einen Schritt auf ihn zu, den letzten, den sie sich erlauben durfte.

Er lag auf dem Rücken, die Hände zu Fäusten geballt, als müsste er sich sogar im Traum unsichtbarer Gegner erwehren. Vielleicht würde er schon bald ganz allein auf der Welt sein und gegen alle Feinde ohne ihre Hilfe bestehen müssen.

Ein Schluchzen stieg in ihr auf, obwohl sie sich fest vorgenommen hatte, nicht zu weinen. Ein schmerzlicher Laut kam aus ihrer Kehle.

»Mama«, sagte Jakob, schlug die Augen auf und sah sie munter an, als hätte er nur auf sie gewartet. »Da bist du ja endlich! Aber warum weinst du denn?«

Seine Ärmchen streckten sich ihr entgegen, wie sie es tausendmal zuvor getan hatten, sie aber drehte sich auf dem Absatz um und stürzte wortlos aus der Kammer. Vorbei an der Roten mit dem toten Huhn auf dem Schoß, die schmale Treppe hinunter, hinaus aus dem Haus, wo die beißende Kälte der sternenklaren Februarnacht sie empfing.

In ihren Ohren dröhnte noch immer sein Schrei, den sie niemals mehr vergessen würde.

Erstes Buch

Die Taube



EINS

KÖLN 1540

Sie hörte das Pfeifen des jungen Zimmermanns, der den Balken sinken ließ und ihr hinterherstarrte, und sie begann zu lächeln. Dass die Männer ihr nachschauten, daran war Johanna gewohnt. Angefangen hatte es in jenem Sommer, als ihre Brüste sprossen und der Oheim es so auffällig eilig gehabt hatte, die bucklige Gewandschneiderin ins Haus zu bestellen, um seinem Mündel gleich drei Kleider auf einmal nähen zu lassen. Die begehrliehen Blicke waren trotzdem nicht weniger geworden – ganz im Gegenteil.

Damals wie heute ruhten sie wohlgefällig auf der schlanken, hochgewachsenen Gestalt, wenngleich Johannas zum Zopf geflochtene Haare nach dem Abscheren nicht mehr flachsblond, sondern in einem dunkleren Honigton nachgewachsen waren. Die Zeit war gnädig mit ihr umgegangen, hatte ihre Haut bis auf ein paar Fältchen um die Augen glatt gelassen und die Lippen rosig. Seit sie vor einigen Wochen das düstere Witwenschwarz abgelegt hatte, fühlte sie sich an manchen Tagen fast wieder jung.

Nicht einmal das Halsband, ohne das sie nie das Haus verlassen hätte, änderte etwas daran. Inzwischen hatte sie sich so sehr daran gewöhnt, dass es ihr beinahe zur zweiten Haut geworden war. Nur manchmal, wenn sie es vor dem Schlafengehen löste und in die Lade zu den anderen legte, die sich dort im Lauf der Jahre angesammelt hatten, drohte die alte Furcht sie erneut zu überfallen.

Und jetzt gab es keinen Severin mehr, der diese Furcht in die Flucht hätte schlagen können.

Johanna würde den Verstorbenen niemals vergessen, dazu war der Glasmaler zu einzigartig gewesen. Ein liebevoller Ehemann, der der Fremden nicht nur seinen ehrlichen Namen geschenkt, sondern auch ihr Geheimnis wie einen Schatz gehütet hatte. Sein qualvolles Sterben, für das es keine Linderung gab, hatte sie im letzten Stadium ganz krank gemacht. Bei allem Schmerz, als er schließlich für immer die Augen schloss, verspürte die Trauernde auch tiefe Erleichterung, dass sein Leid endlich vorüber war.

Womit sie allerdings nicht gerechnet hatte, war das Gewicht der Einsamkeit, das sie wie ein Bleilot traf. Die innere Unruhe, die Johanna schon von früher kannte, setzte ein, nachdem Begräbnis und Leichenschmaus vorüber waren und eine bislang ungewohnte Form von Alltag Einzug in das stattliche Haus in der Mühlengasse halten sollte. Anfangs ließ sich die Unruhe noch halbwegs übertünchen von zahlreichen Entscheidungen, die es zu treffen galt: den Verkauf der Werkstatt an den neuen Meister, die Entlohnung der Gesellen, das Eintreiben unbezahlter Forderungen.

Als schließlich alles abgewickelt war, staunte sie, wie wenig Bares sie in Händen hielt. Sei es, dass man die Witwe absichtlich übers Ohr gehauen hatte, sei es, dass Severin zu vertrauensvoll gegenüber Zulieferern und Kunden gewesen war, das erwartete Vermögen war jedenfalls zu einem verblüffend übersichtlichen Silberhaufen zusammenschmolzen, den sie für Notzeiten in einer Geldkatze verwahrte.

Zum Glück war ihr wenigstens das Haus zur Lilie geblieben, wie alle in Köln es wegen der aufgemalten Blüte an der Frontseite nannten, mit dem stattlichen Giebel, vor allem jedoch dem geräumigen Kellergewölbe, in dem sie den Weinhandel fortsetzen konnte, den Severin vor einigen Jahren als Zubrot begonnen hatte. Damals hatte sie ihn noch geneckt wegen seiner Bemühungen, für alle Fälle vorzusorgen.

»Die Zukunft gehört uns nicht«, hatte sie gesagt. »Das hab ich am eigenen Leib erfahren müssen. Keiner weiß, was das Schicksal ihm bestimmt hat. Warum kümmerst du dich nicht lieber um deine Glasbilder, anstatt dich mit sperrigen Fudern und undichten Schläuchen herumzuplagen?«

»Weil die Kölner immer Wein trinken werden«, hatte seine trockene Antwort gelautet. »In guten Zeiten zum Feiern, in bösen zum Trost, während sie am Glas zu sparen beginnen, sobald es eng wird. Außerdem hab ich gute zehn Jahre mehr als du auf dem Buckel. Muss ich also vor dir gehen, so bleibt dir etwas, was niemand dir nehmen kann. Ebenso wie das Haus, das du nach meinem Ableben testamentarisch in den Schreinsbüchern umschreiben

lässt.« Sein Blick war plötzlich ernst geworden. »Du hast das Schriftstück doch an einem sicheren Ort aufbewahrt?«

»Hab ich. Genauso wie du es mir empfohlen hast. Aber du darfst nicht sterben, Severin«, hatte sie protestiert. »Noch viele, viele Jahre nicht, das musst du mir bei der heiligen Ursula versprechen!«

»Hast du nicht eben selbst gesagt, dass keiner weiß, was ihn erwartet? Aber ich will ja leben, meine Schöne, leben mit dir – und gut sollen wir es dabei haben, wie im Paradies. An meiner Seite wirst du dich niemals sorgen müssen. Das hab ich dir damals in Freiburg versprochen, als du dich mir anvertraut hast, und das werde ich halten, bis über den Tod hinaus!« Sein Kuss hatte ihre Lippen verschlossen und weitere Einwände damit verhindert.

Warum kam ihr ausgerechnet jetzt diese Szene wieder in den Sinn? Den ganzen Morgen über hatte sie schon an Severin denken müssen. Innerlich bewegt, wäre Johanna beinahe der Korb aus der Hand geglitten, in den die dicke Händlerin am Fischmarkt den Salm gelegt hatte. Sie hatte ihn für Sabeth gekauft, weil die alte Dienerin so große Freude am Essen entwickelte, seitdem ihr Gedächtnis von Monat zu Monat immer löchriger wurde. Gedämpfter Lachs gehörte zu ihren Lieblingsspeisen. Kaum drang der verheißungsvolle Geruch in ihre Nase, wurden Sabeths Augen ganz blank vor Freude, und mit den blau geäderten Händen rieb sie sich erwartungsvoll den Bauch, wie es sonst nur kleine Kinder taten.

Angstvolles Fiepen holte Johanna in die Gegenwart zurück.

Zwei Hunde schossen an ihr vorbei, magere, braunfleckige Tiere, das eine betagt, das zweite kaum dem Welpenalter entwachsen, die offensichtlich um ihr Leben rannten. Dann hörte sie hinter sich das Knallen der nagelbesetzten Peitsche, das den Hundefänger ankündigte. Der klobige Joost, einer der Gehilfen des Scharfrichters und damit als Goldgräber für das Leeren der Latrinen in ihrem Viertel zuständig, war ihr von Herzen zuwider. Was nicht davon rührte, dass sie sich vor seiner Arbeit geekelt hätte, sondern weil ihr die Art und Weise missfiel, wie er sie ausführte – schlampig und prahlerisch.

Unwillkürlich beschleunigte sie ihre Schritte und hoffte, dass die beiden Hunde heil davonkommen würden. Sie hielt nichts von Leuten, die sich Handschuhe aus Hundeleder nähen ließen, weil diese angeblich besonders weich ausfielen. Ebenso wenig von solchen, die sich Katzenfelle über die Schultern warfen, um rheumatischen und anderen Beschwerden vorzubeugen. Seit einigen Wochen ließen sich kaum noch Samtpfoten auf den Gassen von St. Laurenz sehen, das war ihr aufgefallen. Inzwischen dämmerte kein Morgen, an dem Johanna nicht erleichtert aufgeatmet hätte, sobald Mieke, ihre schöne Weiße mit dem pechschwarzen Fleck neben dem Schnäuzchen, laut miauend ihre Milch einforderte.

Schweiß rann ihr den Rücken hinunter, als sie endlich die Haustür erreicht hatte. Dieser Sommer war mörderisch, versengte nach einem viel zu trockenen Frühjahr den Wald und hatte das Korn auf den Feldern vor der Zeit dürr werden lassen. Sogar der Rheinpegel stand ungewöhnlich

tief, und in den städtischen Pützen sank das Wasser. Die ganze Stadt litt unter wachsender Gereiztheit, die bei der kleinsten Gelegenheit Funken schlagen konnte. Am liebsten wäre sie sofort zu Sabeth gelaufen, um ihr den Salm zu zeigen und sie zum Lächeln zu bringen, aber sie wurde bereits von zwei Männern erwartet, ihrem Schwager Hennes und Hermann Weinsberg, dem jungen Rektor der Kronenbourse.

»Ich warte schon eine halbe Ewigkeit«, rief Hennes mürrisch. »Hast du deine alte Vettel angewiesen, mich nicht reinzulassen? Wie lausiges Bettlerpack musste ich draußen warten.«

Johanna mochte es nicht, wenn er so über Sabeth redete, die sein Klopfen womöglich nur überhört hatte, weil sie immer mehr in ihrer eigenen Welt lebte, und ließ den Vorwurf unkommentiert.

Stattdessen wandte sie sich lächelnd dem Rektor zu.

»Ich könnte ebenso gut später wiederkommen, falls es Euch jetzt nicht genehm sein sollte«, sagte Hermann Weinsberg, und sein rundliches Gesicht überzog sich mit zarter Röte, wie nahezu jedes Mal, wenn er sie ansprach. »Obwohl meine Herren Studenten schon sehr, sehr durstig sind.« Er deutete auf den Leiterwagen hinter sich. »Zehn Schläuche würde ich gerne mitnehmen. Aber natürlich nur, falls es keine zu großen Umstände macht.«

Zu Severins Lebzeiten hatte er stets einen Burschen zum Weinholen geschickt, doch nun, da er es ausschließlich mit ihr zu tun hatte, wollte er es sich offenbar nicht nehmen lassen, persönlich zu erscheinen. Sie musste die

wenigen Vorteile genießen, die die Witwenschaft ihr bot. Nachteile brachte sie ohnehin mehr als genug.

Johanna nickte dem Rektor aufmunternd zu, schloss auf und ging in den Keller voran. Weinsberg und Hennes folgten ihr, der Schwager leise fluchend, weil ihm nun nichts anderes übrig blieb, als dem Rektor beim Tragen der Schläuche behilflich zu sein.

Unten war es trocken und wegen des dicken Mauerwerks angenehm kühl. Das Gewölbe war hoch genug, dass auch ein großer Mann bequem aufrecht stehen konnte und noch immer ausreichend Luft über sich hatte. Durch vier quadratische Öffnungen, die Severin eigens aus dem Stein hatte schlagen lassen, fiel von oben Tageslicht herein, was ein umständliches Anzünden von Talglichtern oder Fackeln ersparte. Von Anfang an hatte sie sich hier wohlgeföhlt, vielleicht weil man nirgendwo sonst so deutlich spüren konnte, wie solide das Fundament war, das das Haus zur Lilie trug.

An den Wänden aufgereiht standen die Fässer, die Johanna vom Deutzer Kloster geliefert bekam. Severin hatte vor Jahren diese Verbindung hergestellt, und sie war mehr als erleichtert gewesen, dass Abt Pirmin sie nach dem Tod des Gatten ihr gegenüber neu bekräftigt hatte. Nicht alle mochten es, wenn Frauen ihre Geschäftspartner waren, obwohl diese es in Köln sogar zu eigenen Gaffeln gebracht hatten. Allerdings hatte der Abt Johanna bei der letzten Zusammenkunft seltsam eindringlich gemustert und dann fast schon penetrant nach Kindern ausgefragt. Als sie wahrheitsgemäß verneinen musste, wollte sein Kopfwiegen gar kein Ende mehr nehmen.

»So habt Ihr Euch in Eurer misslichen Lage um jeglichen Trost gebracht«, hatte er über seinen Büchern sitzend gemurmelt, neben sich Abakus, Tintenfässchen und Gänsefeder. »Es tut den Weibern nicht gut, wenn sie unfruchtbar bleiben. Denn zum Gebären sind sie nun mal gemacht. So und nicht anders hat der allmächtige Schöpfer es gewollt.«

Johanna hatte alles darangesetzt, das Kloster so schnell wie möglich zu verlassen, um bloß nicht seinen Unmut auf sich zu ziehen. Doch seitdem hallten seine Worte jedes Mal in ihr wider, sobald sie den Zapfhahn aufdrehte. Die ersten drei Schläuche, die Weinsberg mitgebracht hatte, füllten sich zügig, doch beim vierten versiegte der Strahl bereits im ersten Drittel.

»Der himmlische Saft wird dir doch nicht etwa ausgehen, Schwägerin?«, rief Hennes, der jede ihrer Bewegungen mit Argusaugen beobachtete. »Was mich persönlich freuen würde. Du weißt ja, für welche Verschwendung ich deinen Handel halte. Was ließe sich nicht alles mit diesem herrlichen Gewölbe anfangen!«

Johanna musterte ihn kühl.

Konnte eine Mutter zwei so unterschiedliche Söhne hervorbringen wie Severin und Hennes Arnheim? Der eine großzügig, weltoffen und voller Mitgefühl, der andere ein Geizhals, stets auf den eigenen Vorteil bedacht. Seit dem Tod des Bruders schien er nur noch ein einziges Anliegen zu haben: auf welche Weise auch immer an die Nutzung der Gewölbe für seine Felle zu kommen. Er galt als bester Kürschner der Stadt, doch allein die Vorstellung, un-

ter sich ein Heer toter Tiere zu wissen, verursachte Johanna Grausen.

»Alles bleibt genau so, wie es ist«, sagte sie kurz angebunden. »Nichts anderes hätte Severin gewollt.«

Auch der Strahl aus dem nächsten Fass rann dünner, als ihr lieb sein konnte. Ihre Vorräte neigten sich unübersehbar dem Ende zu. Was bedeutete, dass sie eine Begegnung mit Abt Pirmin nicht länger aufschieben konnte.

Hermann Weinsberg räusperte sich unbehaglich.

»Ich bereite Euch doch Umstände«, sagte er, sichtlich bedrückt, »was ich von Herzen bedaure. Aber Euer Wein vom Kloster St. Heribert mundet uns allen in der Börse nun einmal am allerbesten ...«

Johanna stieß einen spitzen Schrei aus. Eine fette Ratte rannte zwischen den Fässern entlang, bis sie in einem Mauerloch verschwand.

»Da müssen auf der Stelle brauchbare Fallen her!«, rief Hennes aufgebracht. »Wozu fütterst du eigentlich dein dreistes Katzenvieh durch, das einem schon die Krallen in die Haut gräbt, wenn man es nur streicheln möchte?«

Weil Mieze einen ebenso guten Geschmack hat wie ich, dachte Johanna. Und sie wie ich den Tod an deinen Händen riecht.

»Die haben wir bereits«, sagte sie, zum Rektor gewandt, als wären sie nur zu zweit. »Üppig bestückt mit Käse, der den giftigen Eisenhutsud vom Apotheker wie ein Schwamm aufgesogen hat. Gestern haben wir drei von ihnen erledigt, heute Morgen waren es bereits vier. Aber es scheinen immer mehr zu werden. Die ganze Stadt ist voll

von ihnen, als würden sie einem unsichtbaren Quell entspringen.« Sie rang sich ein kleines Lächeln ab. Johanna mochte diesen höflichen, ein wenig unbeholfenen jungen Mann, dem es in ihrer Gegenwart so leicht die Sprache verschlug. »Ihr bereitet mir niemals Umstände, Rektor. Das solltet Ihr wissen.«

Weinsberg wirkte erfreut, während er seine Münzen hervorkramte, die sie in ihrer eingenähten Rocktasche verschwinden ließ. Er lehnte die unwillig angebotene Hilfe des Kürschners ab und schleppte die schweren Schläuche eigenhändig nach oben, als wollte er unter Beweis stellen, wie viel männliche Kraft in ihm steckte.

Johanna ging zur Treppe, weil sie das Alleinsein mit Hennes in letzter Zeit nach Möglichkeit vermied. Da war etwas in seinem Blick, das ihr nicht gefiel, etwas Flehendes und zugleich Drängendes, das ihr mehr zusetzte als alle Worte. Der Kürschner war seit Jahren verwitwet und kinderlos. Nichts sprach also dagegen, dass Hennes erneut um eine Frau warb, doch sie war die Letzte, die seine Einsamkeit versüßen wollte.

»Bader Weißenburg soll übrigens das Aufgebot bestellt haben«, sagte er in ihrem Rücken. »Hast du auch schon davon gehört?«

Das kann nicht sein!, hätte sie beinahe geschrien, aber sie biss sich gerade noch rechtzeitig auf die Lippen.

»Woher willst du das wissen?« Ihre Stimme war nicht ganz sicher.

»Von der Kranzmacherin. Und die hat es im Waschhaus von der krummen Berta gehört, die ja sogar die Mäuse hus-

ten hört, wie wir alle wissen.« Sie hörte, wie er die Luft genüsslich zwischen den Zähnen einsog. »Die Braut ist blutjung, keine siebzehn Jahre alt. Du kennst sie, es ist Ennelin, die Tochter des Apothekers. Die Leute behaupten sogar, sie sei bereits sehr schwanger.« Er lachte gepresst. »Scheint ganz so, als versuche der Bader den Verlust seines Sohnes durch einen Stall frisch gezeugter Bälger wettzumachen.«

Wider Willen fuhr Johanna nun doch zu ihm herum.

Sein Mund hatte auf einmal einen lüsternen Zug bekommen. Und war ihr schon einmal aufgefallen, wie stark sein hellbraunes Haar inzwischen aus der Stirn zurückwich?

Hennes kam näher, eine Hand ausgestreckt. Schweißperlen standen auf seiner Oberlippe.

»Warum machst du es uns nur so schwer?«, sagte er leise. »Wo wir es doch zusammen so gut haben könnten. Steht nicht schon in der Heiligen Schrift, dass der Bruder für die Witwe seines Bruders sorgen soll? Ich wäre dazu bereit, Johanna, mit Freuden, das weißt du, und ich würde sogar darüber hinwegsehen, dass du früher ...«

Sie wich zurück.

»Niemals!«, rief sie. »Niemals – hörst du?«

Sie drehte sich um, packte den Korb mit dem Salm und rannte die Treppe nach oben. Hinter sich hörte sie Hennes heraufstapfen, schwerfällig und wutentbrannt.



Der Fisch schmeckte seifig, obwohl Johanna ihn wie sonst auch zubereitet hatte, und er schien beim Kauen im Mund

immer mehr anstatt weniger zu werden. Es musste an ihr liegen, denn Sabeth strahlte, schob die Bissen zwischen den ihr verbliebenen Zähnen andächtig hin und her und löffelte dabei so zügig, dass ihr Teller bald leer war.

Dann ließ sie sich zurücksinken und schloss die Augen.

»Er hat dir wehgetan«, sagte sie zu Johannas Überraschung nach einer Weile. »Das darf er nicht. Er soll dir nicht wehtun!«

Woher wusste sie das? Hatte sie Hennes doch absichtlich vor der Tür stehen lassen? Aus ihrer Abneigung gegen Severins älteren Bruder hatte Sabeth schon zu dessen Lebzeiten keinen Hehl gemacht.

»Du musst keine Angst haben«, sagte Johanna beschwichtigend. »Er kann uns nichts tun. Dafür Sorge ich.«

Die wässrigen Augen gewannen an Schärfe.

»Er will dich. Und das Haus. Aber das darfst du ihm nicht geben. Weil doch Severin es dir geschenkt hat, der gute Junge ...« Sabeth begann sich zu wiegen. Speichel rann aus ihrem Mund. »Ich wünschte, er käme bald zurück. Er wird doch heimkommen? Wann kommt er nur endlich, mein lieber, mein allersüßester Severin ...« Das Nuscheln wurde immer unverständlicher. Der kurze helle Moment von eben schien vorüber zu sein.

Also leider doch kein blauer Tag, dachte Johanna.

Vor ein paar Monaten hatte sie sich angewöhnt, diese Unterscheidung zu treffen. An blauen Tagen konnte man fast glauben, der Sabeth von früher gegenüberzusitzen, einer Frau mit scharfen Augen, losem Mundwerk und einem großen Herz, die für fast alles eine Lösung wusste.

Gearbeitet hatte sie bis zum Umfallen; kein Dienst für die Familie Arnheim war ihr jemals zu viel gewesen. An grauen Tagen dagegen übernahm eine Person das Ruder, die Johanna noch immer ziemlich fremd war: mal weinerlich und voller Ängste, dann wieder rasch aufbrausend, grob und ausfallend, bisweilen sogar gewalttätig.

Eine, die sie beileibe nicht ständig um sich haben mochte.

Und die sie doch niemals fortschicken würde.

Nein, nicht nur für sich brauchte sie das Haus zur Lilie wie die Luft zum Atmen. Auch für Sabeth sollte es bis zuletzt Schutz und Heimat sein, das hatte Johanna sich vorgenommen.

»Niemand wird uns das Lilienhaus wegnehmen«, sagte sie mit Nachdruck, obwohl sie nur wenig Hoffnung hatte, dass ihre Worte Sabeth jetzt erreichten. »Es gehört mir. So ist es laut Severins Testament nun in den Schreinsbüchern festgehalten. Und das kann keiner ändern, auch ein Henne Arnheim nicht.«

Inzwischen war Sabeths Wiegen so heftig geworden, dass Johanna Angst bekam, die Alte würde im nächsten Moment vom Stuhl kippen und auf dem harten Boden aufschlagen. Ein Knochenbruch war das Letzte, was sie beide jetzt gebrauchen konnten.

»Soll ich dich in deine Kammer bringen, damit du dich ausruhen kannst?«, fragte sie. »Danach wird es dir besser gehen.«

Der Kopf mit dem silbernen Knoten bewegte sich unmerklich.

War das als Zustimmung zu werten? Und selbst wenn nicht, was blieb Johanna anderes übrig, als sie ins Bett zu bringen, wenn sie anschließend hinüber nach Deutz wollte?

Entschlossen zerrte sie die alte Frau vom Stuhl und war nicht zum ersten Mal darüber erstaunt, wie schwer dieses Bündel aus Haut und Knochen sich doch machen konnte. Wie ein Mehlsack hing Sabeth an ihr, und es kostete Mühe, sie das kurze Stück über den Flur zu schieben. Jahrzehntlang war Sabeths Stube unter dem Dach gewesen, überhitzt im Sommer, feucht und klamm in den Wintermonaten, aber Johanna brachte es schon seit Monaten nicht mehr fertig, sie die steile Stiege hinaufzuziehen.

Jetzt schlief die alte Dienerin in dem kleinen Zimmer, in dem Severin früher am liebsten gezeichnet hatte, und noch immer glaubte Johanna nach all der Zeit eine zarte Spur seines Geruchs wahrzunehmen. Und noch jemand schien diesen Ort ganz besonders zu mögen: Mieke, die sich auf der dünnen Decke gemütlich zusammengerollt hatte und beim Hereinkommen der beiden Frauen nur schläfrig ein Auge öffnete.

»Der andere hat dich auch nicht verdient«, murmelte Sabeth, während Johanna ihr aus den Pantinen half und die Katze ans Fußende vertrieb, wo sie sich sogleich abermals einkringelte. »Kein schlechter Kerl und recht ansehnlich dazu, aber schwach, leider viel zu schwach ...«

Sabeth ließ sich nach hinten sinken, schloss die Lider und lag auf einmal da wie tot. Doch schon nach ein paar

Momenten klaffte ihr Mund auf, und deftiges Schnarchen ertönte.

Sie weiß von uns, dachte Johanna, nachdem sie die Tür einen Spalt offen gelassen hatte, damit die Katze ungehindert rauskonnte. Sie muss uns gehört haben – all meine Vorsicht hat nichts genützt. Aber wäre es nicht noch viel gefährlicher gewesen, sich nachts zu ihm in die Badestube zu stehlen?

Dabei hatte sie sich nichts vorzuwerfen, denn Severin hätte niemals gewollt, dass sie sich lebendig begrub.

»Du sollst leben, versprich mir das!«, waren seine letzten Worte an sie gewesen. »Nichts wünsche ich mir mehr, als dich glücklich zu wissen.«

Doch da gab es eben die Nachbarn, vor allem jedoch die Mitglieder seiner Gaffel, die peinlich genau verfolgten, ob sie sich wie eine ehrbare Witwe benahm. Wie leicht es doch war, als Frau ins Gerede zu kommen! Und was dann geschehen konnte, wollte Johanna nicht noch einmal erleben müssen. Allein daran zu denken tat weh. Hennes hatte ihren inneren Frieden empfindlich gestört. Ob er wusste, wie tief er sie getroffen hatte?

Nichts durfte der Schwager davon erfahren, das beschloss sie in diesem Augenblick.

Sie liebte Ludwig nicht, aber sie hatte seine Nähe ebenso genossen wie die nächtlichen Umarmungen. Er tat ihr gut, dem Körper ebenso wie ihrer Seele. Und er hatte sie an früher erinnert – an das wenige aus ihrer Vergangenheit, an das sie bisweilen noch gern dachte.

Ganz unbefangen war sie das erste Mal zu ihm ins

Badehaus gekommen, damals, als sie sich den Knöchel so böse gezerzt hatte, dass sie nur noch humpeln konnte. Er wog ihren Fuß prüfend und behutsam zugleich in seinen großen Händen, und plötzlich waren alte Bilder in ihr aufgestiegen.

»Ihr braucht Arnikaumschläge«, hatte er gesagt und die Augen nicht mehr von ihr lösen können, als sei sie ihm erst jetzt aufgefallen. Die Wärme seines Blicks war in sie geflossen wie ein heilender Strom. Ich lebe, hatte sie überrascht gedacht. Ich kann noch immer begehrt werden und selbst begehren. »Die zuverlässig gewechselt werden sollten. Und Ruhe, damit die Verletzung heilt. Ich denke, ich sollte mich in nächster Zeit um Euch kümmern.«

Schon halb im Gehen überprüfte Johanna jetzt im kleinen Silberspiegel den Sitz des Halsbandes und tupfte sich ein wenig Rosenessenz hinter die Ohren. Was niemals schaden konnte, nicht einmal bei einem Mönch. Das verschwitzte Kleid hatte sie gegen eines aus hellblauem Leinen mit eng anliegendem Mieder und gebauschten Ärmeln vertauscht, die sie stattlicher wirken ließen. Die Münzen, die sie zum Bezahlen brauchen würde, waren aus der Geldkatze in ihre Rocktasche gewandert. Fast jedes ihrer Gewänder hatte eine solche, ein Umstand, den sie aus alten Zeiten beibehalten hatte.

Dann nahm sie ihren Korb und verließ das Haus.

Kaum hatte sie einen Fuß vor die Tür gesetzt, legte sich drückende Hitze wie ein Gewicht auf sie. Sie hatte gehofft, dass ihr beim Gehen andere Gedanken kommen würden, aber leider war es ganz und gar nicht so. Mit jedem Schritt

kam Ludwig ihr in den Sinn, sein Lachen, die Art, wie er den Becher an den Mund setzte und voller Lust trank. Seine helle, freundliche Stimme, die so gut zu locken und zu schmeicheln wusste.

Wie hatte sie nur so töricht sein können zu glauben, alles würde auf ewig weitergehen! Sie wusste doch, dass ihr Geliebter von eigenen Kindern träumte, einem neuen Erben, dem er eines Tages alles übergeben könnte, was er mühsam aufgebaut hatte. Immer wieder hatte er die Sprache darauf gebracht, wenn sie liebesatt nebeneinander geruht hatten.

»Wunderschön bist du«, hatte er gemurmelt und seine Hände auf ihren nackten Bauch legen wollen, was sie wie immer rasch abwehrte. »Von mir aus könnten die Kerzen ruhig brennen bleiben, aber ich spüre auch so, dass du wie gemacht bist zum Lieben und Gebären.«

»Du hast doch schon einen Sohn«, hatte sie eingewendet. Den schlanken jungen Mann hatte sie einmal im Badehaus gesehen. Allerdings war er wortkarg gewesen und sehr schnell wieder verschwunden.

»Christian?«, hatte Ludwig heftig entgegnet. »Der ist für mich gestorben!« Mehr war aus Ludwig zu diesem Thema nicht herauszubekommen. »Nein, ich möchte noch einmal ganz von vorn anfangen. Und dieses Mal alles richtig machen. Eine Frau, einen Stall voller Kinder, und am allerliebsten mit dir ...«

»Severin ist doch kaum unter der Erde«, hatte ihre Ausflucht gelautet, der er sich schließlich zähneknirschend beugte. Sie hatte gewusst, dass sie auf Zeit spielte, und

doch gehofft, dass Ludwig ihr mehr vertrauen würde – ausgerechnet ihr, die doch ein zähes altes Bündel aus Lügen und Ungesagtem mit sich herumschleppte ...

Johannas Fuß stieß unvermittelt an etwas Lebloses, und sie erstarrte. Außer ihr war niemand auf dem Buttermarkt, wo die Händlerinnen ihre Stände längst geleert hatten, weil ihnen sonst in der Hitze die Ware in fettigen Strömen davongeflossen wäre.

Dass der Mann tot war, erkannte sie sofort.

Er trug Lumpen von undefinierbarer Farbe. Nur ein Restchen Rot am verblichenen Wams zeigte, dass dieses einst von guter Qualität gewesen sein musste. Sein flächiges Gesicht war qualvoll verzogen, der Mund wie zu einem letzten Schrei geöffnet. Beide Hände lagen auf den Leisten.

Johannas Blick flog zu seinem Hals, doch der erschien ihr unversehrt. Aber war da nicht hinter seinem Ohr eine schwärzliche Beule, aus der übler Gestank drang?

Alles in ihr schrie nach sofortiger Flucht, aber sie zwang sich dazu, den Toten zu umrunden, um mehr erkennen zu können.

Er hatte tatsächlich eine Wunde hinter dem Ohr, die sich entzündet haben musste, doch das war nicht das, was sie befürchtet hatte – was freilich noch gar nichts zu bedeuten hatte, wie sie sehr wohl wusste. Die, die keinerlei äußere Anzeichen aufwiesen, waren am übelsten dran, das hatte sie bittere Erfahrung gelehrt. Krepirt waren sie neben ihr binnen dreier Tage, glutheiß, wie verzehrt von einem Fieber, gegen das kein Kraut gewachsen war und das alle Organe wie mit einer Feuerzunge fraß.

Johanna sah sich nach allen Seiten um. Vom Heumarkt her sah sie zwei Männer kommen, die direkt auf sie und den Toten zuhielten, Anlass für sie, ohne noch einmal anzuhalten direkt zur Anlegestelle zu laufen.

Wenn der Unbekannte tatsächlich an der Seuche gestorben war, würde man ihn vermutlich schnellstens beiseite-schaffen lassen. Der Rat konnte sich nicht leisten, dass un-gute Gerüchte die Runde machten und die Menschen der Stadt in Angst und Schrecken versetzten. Der große Fluss glitzerte friedlich im Sonnenschein, und dennoch war es Johanna, als wäre alles um sie herum plötzlich dunkler ge-worden.

Was, wenn der Tote nicht der erste war und die Rats-herren längst Bescheid wussten, aber nach außen hin bis-lang noch Schweigen bewahrten, um Panik zu vermeiden? Und sie ihre Maßnahmen ohne großes Aufsehen bereits in Gang gesetzt hatten?

Die auffällig dezimierten Katzen kamen ihr in den Sinn. Die Aktivitäten des Hundefängers. Die Invasion der Ratten, sogar in ihrem eigenen Haus, als wollten sie mit aller Macht ihre Verstecke verlassen und das Weite suchen.

War das Unaussprechliche zurück in Köln?

Mit einem Seufzer bestieg Johanna den Nachen, in dem bereits ein Mann hockte, der ihr freundlich zunickte. An dem verblichenen gelben Hut, den er in seinen Händen drehte, erkannte sie, dass er zu der jüdischen Gemeinde gehören musste, die auf der anderen Rheinseite eine neue Heimat gefunden hatte.

Sie nickte kurz zurück, noch immer im Bann des erschreckenden Fundes.

»Ihr seid doch die Witwe Arnheim«, hörte sie den Mann sagen, als der Nachen abgelegt hatte. »Ich kannte Euren Mann. Wie sehr muss es Euch schmerzen, ihn schon so früh zu verlieren!«

Erstaunt sah sie ihn an.

Er war jünger, als sie im ersten Moment gedacht hatte. Der lange dunkle Bart hatte sie zunächst in die Irre geführt.

»Ich habe Euch zusammen gesehen«, fuhr er fort. »Auf dem Fischmarkt. Ganz verliebt hat er Euch an sich gedrückt, als wollte er Euch niemals wieder loslassen. Da wusste ich, dass Ihr seine Frau sein müsst.«

»Ihr habt Geschäfte mit Severin gemacht?«, fragte Johanna. Kein Wort hatte ihr Mann je über einen Juden aus Deutz verloren, aber wie sie nach seinem Tod hatte erkennen müssen, hatte er offenbar so manches für sich behalten. Ob es noch weitere Außenstände gab, von denen sie nichts wusste? Plötzlich wäre es ihr lieber gewesen, statt des Wassers festen Boden unter den Füßen zu wissen.

Ihrem wachsamem Gegenüber war die plötzliche Abwehr nicht entgangen.

»Einige Male«, sagte er mit feinem Lächeln. »Und keiner von uns musste dabei den Kürzeren ziehen. Eines davon trägt Ihr gerade am Leib, das schönste lichtblaue Leinen, das Mendel ben Baruch wohl jemals in seinem Lager hatte. Euer Mann hat wahrlich eine gute Wahl getroffen!«

Scham stieg in ihr auf. »Es tut mir leid«, sagte sie. »Ich wollte Euch nicht kränken. Es ist nur, dass mich gerade etwas bis ins Mark erschreckt hat ...« Sie verstummte.

»Der Tote vom Buttermarkt«, flüsterte Mendel und lugte zum Ruderer, den ihre leise Unterhaltung jedoch nicht zu interessieren schien. »Ihr habt ihn also auch gesehen?«

Sie nickte.

»Deshalb seid Ihr so bleich«, fuhr er fort. »Wahrlich kein schöner Anblick, da kann ich Euch nur beipflichten.«

»Für einen Moment dachte ich ...« Sie schwieg erneut. Wie kam sie dazu, einen Fremden in ihre schlimmsten Befürchtungen einzuweißen?

Mendel hatte sich erhoben und streckte ihr die Hand entgegen, um ihr beim Aufstehen behilflich zu sein.

»Wir sollten beten, dass Ihr nicht recht behaltet.« Seine Stimme war nur noch ein Wispern. »Sonst geht aufs Neue die große Angst in meinem Volk um, jetzt, wo wir gerade ein wenig zur Ruhe gekommen sind.«

»Was meint Ihr damit?«, fragte sie, obwohl sie die Antwort bereits kannte. Diese hässlichen alten Geschichten über vergiftete Brunnen und geschändete Hostien machten nicht nur in winterlichen Spinnstuben noch immer die Runde, auch wenn Johanna sie nie gern gehört hatte. Aber sie sah plötzlich vor sich, wie die Augen derer geglitzert hatten, die das Ausmalen dieser Schandtaten bis in alle Einzelheiten genossen, und sie sah das Zucken der Münder, die geifernd Rache und härteste Strafen forderten.

»Damals hat es unsere Gemeinde nicht weniger schwer getroffen als die Christen. Aber wie viele unschuldige Juden mussten ihr Leben lassen, nur weil man Sündenböcke für das Unfassbare gesucht hat«, sagte er. »So viele wurden getötet, und die anderen hat man vertrieben. Meint Ihr, die Menschen hätten sich von Grund auf geändert? Ich fürchte, diese Hoffnung kann ich nicht mit Euch teilen.«

Johanna raffte ihren Rock und sprang ans Ufer. Mendel folgte ihr. Der vorgeschriebene Hut saß inzwischen wieder korrekt auf seinem Kopf.

»Ihr wollt zum Kloster.« Keine Frage, wie sie am Tonfall erkannte, sondern eine Feststellung.

»Könnt Ihr Gedanken lesen?« Sie drehte sich zu ihm um.

Die Spur eines Lächelns.

»Wo denkt Ihr hin! Ich bin nur Eurem Mann auf dem gleichen Weg begegnet. So sind wir überhaupt ins Gespräch gekommen. Das Kloster steht unter der Verwaltung des Erzbischofs, der in guten Zeiten stets schützend die Hand über seine Juden gehalten hat.«

»Aber jetzt *sind* doch gute Zeiten«, entfuhr es Johanna, obwohl ihr Gefühl gerade etwas ganz anderes sagte.

»Dann lasst uns beten, dass sie noch lange anhalten mögen!« Mendel ben Baruch zog seinen Hut und bog nach links ab, zu der kleinen Siedlung, die sich ans Rheinufer schmiegte.

Noch nachdenklicher als zuvor setzte Johanna ihren Weg fort, und jetzt bereute sie es, so überstürzt aufgebrochen zu sein. Wäre es nicht ratsamer gewesen, Abt Pirmin

eine Botschaft zukommen zu lassen, um ihren Besuch anzukündigen?

Er konnte durchaus launisch reagieren, das war ihr aufgefallen, ein großer, asketisch wirkender Mönch, wie gebeugt unter der Last seines Amtes. Severin war gut mit ihm ausgekommen, wie er ihr immer wieder versichert hatte, und es war ihm offenbar sogar gelungen, dem Abt hin und wieder ein Lachen abzurufen. In ihrer heutigen Verfassung rechnete Johanna sich keine großen Chancen aus, dieses Kunststück ebenfalls zu bewerkstelligen. Sie beschloss, freundlich und besonnen aufzutreten, eine Frau, die des Vertrauens würdig war, Geschäfte mit ihr zu machen.

Der Pfortenbruder erkannte sie gleich wieder und schenkte ihr ein scheues Lächeln, was Johanna als gutes Zeichen deutete. Er ließ sie ein und bat sie, nebenan in einem kleinen, weiß gekalkten Raum zu warten, der für Besucher diente.

Schneller als gedacht erschien Abt Pirmin, die Stirn gerunzelt, das hagere Gesicht unwillig verzogen, als habe sie ihn gerade bei etwas Wichtigem gestört.

»Ich weiß, Ihr habt zu tun, ehrwürdiger Vater«, begann sie höflich, »und will Euch daher auch gar nicht lange behelligen. Aber der Wein, den mein Mann und ich von Euch bezogen haben, geht zur Neige, und da musste ich einfach ...«

Eine abrupte Geste ließ Johanna verstummen.

»Ihr habt Euch umsonst hierher bemüht, Witwe Arnheim«, sagte der Abt barsch. Sein Blick glitt an ihr entlang,

und er war alles andere als freundlich. »Ich darf doch wohl annehmen, dass Ihr das noch immer seid.«

Das Kleid! Sie hatte den Fehler begangen, nicht wie beim letzten Mal in Tiefschwarz aufzutauchen. Besonders ihr sommerlicher Ausschnitt schien ihn zu irritieren. Hätte sie nicht besser ein Brusttuch umlegen sollen, um seine Augen nicht in Versuchung zu führen?

»Die Hitze«, sagte Johanna entschuldigend, ärgerte sich aber im gleichen Augenblick, dass sie sich vor ihm rechtfertigte. Die Trauerzeit war vorüber. Niemand durfte ihr weitere Vorschriften machen. »Dieser Sommer bringt uns alle noch um. Doch dem Wein wird er guttun, nicht wahr? Vermutlich wird die neue Ernte süffiger ausfallen denn je.«

»Ihr kommt gleich auf den Punkt, das soll mir recht sein.«

Die dünnen Finger des Abts, die er ineinander verschränkte, waren tintenbraun, wie sie es von Severin kannte, wenn er lange über seiner Buchhaltung gebrütet hatte. Ob Pirmin die halbe Nacht durchgeschrieben hatte? Vielleicht fehlte ihm ja ausreichend Schlaf, und er war deshalb verstimmt.

»Wir erwarten nur eine geringe Ernte«, fuhr der Abt in gereiztem Ton fort. »Hoch in der Qualität, falls der Allmächtige uns gnädig gestimmt ist, doch karg im Ertrag. Wie dem auch sei, was das Kloster nicht selbst benötigt, geht direkt an den erzbischöflichen Hof – jeder einzelne Tropfen.«

Johanna brauchte ein paar Augenblicke, um sich zu fassen.

»Soll das heißen, dass Ihr mir nichts von der neuen Ernte verkaufen werdet?«, fragte sie ungläubig.

Grimmig es Nicken. Mehr gab es offenbar für ihn nicht dazu zu sagen.

Fieberhaft begann sie zu überlegen.

Die letzten Tage des Augusts waren angebrochen, was bedeutete, dass die Weinlese bevorstand. Wie sollte sie es da noch anstellen, mit anderen Klöstern ins Geschäft zu kommen, die Weingärten in und um Köln besaßen? Die Weißen Frauen am Blaubach beispielsweise, die Kartäusermönche unterhalb der Ulrepforte oder die Benediktiner von St. Pantaleon? Sicherlich konnten sie alle auf bewährte Abnehmer zurückgreifen, denn Johannas Weinhandel war ja nur einer unter vielen in Köln. Doch die meisten Konvente hatten Severin vermutlich gekannt, dessen Kunst auch jenseits der Mauern Kölns verehrt und bestaunt wurde. Vielleicht würde der Name des verstorbenen Glasmalers Türen und Herzen öffnen. Bis dahin konnte sie die Kunden auf die neue Lieferung vertrösten, vorausgesetzt, sie sprangen ihr einstweilen nicht ab.

»Dann seid so gut und lasst den braven Schröter Helmroth ganz schnell drei mittelgroße Fässer anliefern«, sagte sie mit bemühtem Lächeln. »Damit mir meine Kunden nicht untreu werden.«

Pirmins starre Miene verriet nichts Gutes.

»Habt Ihr denn nicht verstanden?«, bellte er. »Es gibt keinen Wein vom Kloster St. Heribert mehr, weder jetzt noch künftig. So und nicht anders hat Seine Exzellenz entschieden. Und jetzt entschuldigt mich. Wichtige Pflichten rufen.«

Mit großen Schritten verließ er den Raum und ließ Johanna, die ihm stumm nachstarrte, in einer eigentümlichen Mischung aus Ohnmacht und jäh aufsteigendem Zorn zurück.



Sie hatte alle Zimmer mit Beifuß ausgeräuchert und sich danach von Kopf bis Fuß gewaschen. Jetzt brannte nur noch eine einzige Kerze, wie immer, wenn sie Ludwig erwartete. Auf dem Tisch stand ein Krug mit Wein. Ihm wie sonst Brot und Schinken anzubieten hatte sie nicht über sich gebracht. Alles sah beinahe so aus wie immer – und dennoch war nichts wie bisher.

Johannas Hände fühlten sich feucht an, und obwohl sie verschwenderisch mit Rosenessenz umgegangen war, erschien ihr der eigene Körper ebenso muffig wie der ganze Raum. Für ein paar Augenblicke hatte sie sogar erwogen, die alte Sybe, die am Kreidemarkt ihre Liebeszauber vertrieb, zu Rate zu ziehen, aber was konnte das schon helfen?

Vorhin hatte sie lauten Donner gehört. Vielleicht würde ein Regenguss die dräuende Hitze endlich vertreiben.

Sabeth war den ganzen Abend über quengelig gewesen wie ein übermüdetes Kind, das die Augen kaum noch offen halten konnte, und hatte sich dennoch nur mit großer Mühe in ihre Kammer bugsieren lassen. Johanna erappte sich dabei, wie sie unwillkürlich auf Zehenspitzen ging, nachdem sie das Fenster weiter geöffnet hatte, und rief sich mit einem bitteren Lachen zur Vernunft. Wenn stimmte, was Hennes behauptet hatte, war es gleichgül-

tig, ob jemand den Bader bei ihr entdeckte. Aber konnte ihr Geliebter tatsächlich die Stirn besitzen, sie derart dreist anzulügen?

Als sie das vereinbarte Klopfen hörte, nahm sie die Kerze, lief die Treppe hinunter und ließ ihn ein.

Ludwig hatte getrunken, das roch sie, als er sie küssen wollte, und sie drehte den Kopf schnell zur Seite, was ihn zu verblüffen schien.

»Ich bin spät dran, ich weiß«, sagte er ein wenig schwerfällig, »aber du kannst dir nicht vorstellen, was heute alles los ...«

»Willst du das ganze Haus aufwecken?«, unterbrach sie ihn. »Komm mit nach oben! Dort sind wir ungestört.«

Johanna stieg vor ihm die Treppe hinauf. In früheren Zeiten hätte er jetzt spielerisch ihr Gesäß gepackt oder sie auf andere Weise geneckt, heute aber folgte er ihr stumm.

»Willst du etwas trinken?« Die Zunge lag ihr seltsam schwer im Mund.

»Ja, gib mir Wein, den kann ich heute gut gebrauchen«, sagte er, wartete, bis sie eingeschenkt hatte, und trank.

Johanna setzte sich auf das Bett und musterte ihn.

Er schien an Gewicht verloren zu haben in den letzten Wochen, was ihm stand. Sein Gesicht kam ihr straffer vor, sogar die sonst so gefurchte Stirn wirkte glatter. Mit einem Mal erschien er ihr um Jahre verjüngt. Konnte die Liebe zu einem blutjungen Mädchen solche Wunder bewirken?

Ein guter Hahn wird niemals fett.

Der anzügliche Spruch, den Frauen sich gern im Badehaus zuraunten, kam ihr plötzlich ins Gedächtnis.



Brigitte Riebe

Die Pestmagd

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-35544-6

Diana

Erscheinungstermin: Oktober 2013

Liebe, Verrat und der Kampf ums Überleben in Zeiten der Pest

Köln, 1540: Die junge Witwe Johanna Arnheim wird von ihrem eifersüchtigen Schwager verleumdet und landet wegen Gattenmordes im Frankenturm. Der Tod scheint ihr gewiss – doch der Arzt Vincent erwirkt einen Freispruch unter der Bedingung, dass sie sich als Magd im Pesthaus verdingt. Der „Schwarze Tod“ wütet unerbittlich in der Stadt, und so ist Johanna, die bereits die Beulenpest überlebt hat, eine große Hilfe. Bis ein düsteres Geheimnis ihrer Vergangenheit sie einholt und alles zu zerstören droht – auch ihre zarte Liebe zu Vincent.

„Mit der Neugierde einer Wissenschaftlerin erarbeitet Brigitte Riebe sich vergangene Zeiten, um sie möglichst lebendig wirken zu lassen. Und das gelingt ihr trefflich.“ Offenbach Post

 [Der Titel im Katalog](#)